

Abend-



Zeitung.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

135.

Sonnabend, am 9. November 1844.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Romanze.

Der Nazi mit der braunen Wang'  
Und mit dem grünen Hut,  
Dem er des Gensbarts Bierd' errang,  
Der war der Kathi gut;  
Ihr Herze schlug für ihn allein:  
Der Nazi sollt' die Kathi frei'n,  
Wann der Winter wäre zur Reige  
Und wieder ergrüntem die Zweige.

Am Tag der heil'gen Himmelfahrt  
Da kam der Mädchen Schaar,  
Zu flechten ihrer Kathi zart  
Den Kranz in's blonde Haar.  
Schon rief das Glöckchen klar und rein:  
Komm, nimm sie hin: nun sei sie dein,  
Und die Firnen so silberhell strahlten,  
Und die Mädchen, die lachten und dahlten.

Da trat der Nazi unter sie,  
So frisch und keck und drall;  
Sein Auge strahlte heut wie nie  
Dem schmucksten Bub von Hall.

Die Kathi sank ihm an die Brust,  
Und Nazi küßte sie voll Lust.  
„Doch wozu trägst Du den Stügen,  
Was kann der heute Dir nützen?

„D leg' es weg, das Mordgewehr“ —  
„Dein Will', mein Lieb, gescheh,  
Ich trag' ihn heim und eil' mich sehr,  
Du, Kind, zur Kirche geh;  
Der Steig zur Alp, der ist nicht weit,  
Dann komm' ich just zur rechten Zeit.“ —  
Davon ist er jubelnd gesprungen,  
Das hat so jubelnd geklungen.

Nach seiner Hütte geht's hinauf,  
Der Pfad führt hin am Firn,  
Die Sehnsucht flügelt seinen Lauf  
Und nest ihm seine Stirn.  
Im Thale tritt der Brautzug an,  
Der Spielleut' heller Chor voran;  
Die blasen den lustigsten Reigen  
Und die Sonne, die lacht sonder Gleichen.

Der Töne Klang trifft Nazi's Ohr;  
In Glückes Vollgenuß  
Hält er den Stügen hoch empor,  
Die Luft durchknallt sein Schuß.

„Ha, süße Kathi, hörst Du mich?  
Des Schützenbräut'gams Gruß an Dich!“  
Und das Echo knatterte droben,  
Und der Brautzug blickte nach oben.

Sie stehen still, sie horchen bang;  
Das Auge starrt hinauf;  
Das dröhnt wie dumpfer Donnerklang:  
Hilf Himmel! jäh im Lauf  
Rollt der Lawine Riesenball  
Herab, gelöst vom Stugenknall;  
Es spielt mit Felsen und Bäumen  
Des Schneestroms wüthendes Schäumen.

Tags drauf grub man den Nazi aus;  
Das Glöckchen bimmelt klar,  
Den stillen Mann ruft es nach Haus.  
Und Himmelfahrt zu Jahr  
Flücht wieder eine Mädchenschaft  
Der Kathi einen Kranz in's Haar:  
Bleich schlummert sie jetzt zwischen Kerzen,  
Sie starb am gebrochenen Herzen.

G. P.

## Die Buße.

Novelle von Moriz Reichenbach.

(Schluß.)

Sprachlos warf sich der Staunende an seines Oheims Brust, und fühlte sich in demselben Augenblicke zu beiden Seiten liebeich umschlungen. Als er aufblickte, erkannte er seine gute Tante, welche wie segnend ihre Hand auf sein Haupt gelegt hatte, während die Thränen der freudigsten Rührung ihr im Auge glänzten; zur Rechten und Linken aber hielten ihn Isabelle und Alfred umfangen, und riefen ihm mit dankerfüllten Blicken: „Unser Retter!“ entgegen. Dann zog Isabelle jenes Medaillon aus ihrem Busen hervor, — welches ihr ihm einst nach Sct. Thomas gesendetes Kinderportrait enthielt, und welches Eskild bei seinen Wiederbelebungsversuchen auf seiner Brust gefunden und ihm abgenommen —

und sprach zu Waldemar mit niedergeschlagenen Blicken, aber mit fester Stimme: „Da sich nun die seltsamen Verwirrungen Ihres Geschickes so harmonisch aufgelöst, so ist es wohl auch an der Zeit, die Mißverständnisse unsrer Herzen zu lösen. Deshalb bitte ich Sie jetzt um offene Antwort auf eine offene Frage; war es dies Portrait, dem Sie an jenem Abende, wo wir unsere Geständnisse wechselten in unserm Garten zu Kopenhagen, so leidenschaftliche Verehrung widmeten? Galt Ihr geheimnißvolles Geständniß vielleicht dem Originale dieses Bildes?“

Eine brennende Röthe überzog Waldemar's bleiches Antlitz, alle seine Pulse strömten die heiße Gluth seiner zu neuem Leben erwachten Liebe durch seine Adern, sein Herz klopfte hörbar, aber obgleich es Isabellens offene Frage fast grausam fand, so vermochte es doch die überwältigenden Gefühle nicht zurückzuhalten, und mehr noch durch den Ausdruck seiner heftigen Bewegung, als durch die schmerzliche, stumme Neigung seines Hauptes, erwiderte er deutlich bejahend, konnte es sich jedoch nicht versagen, zugleich mit einem vorwurfsvollen Blicke auf Alfred zu deuten.

„Nun dann,“ — fuhr Isabelle fort, indem sich auch ihr Antlitz mit frischer Rosengluth färbte — „dann bitte ich Sie um Verzeihung, lieber Waldemar, daß ich Ihren Schmerz durch Unwahrheit vermehrte, zu welcher Ihr mißverständener Trübsinn mich verleitete. Ich glaubte Ihr Herz von fremden Banden bereits gefesselt, hielt mein eignes Portrait für das Portrait Ihrer fernem Geliebten, und wollte Sie deshalb durch mein unbesonnenes, im Drange der innigsten Theilnahme erfundenes Geständniß von Ihrer Werbung um meine Hand entbinden, zu welcher ich Sie durch den Willen Ihres sterbenden Vaters und durch Ihre kindliche Pietät verpflichtet glaubte. Doch der Himmel ist mein Zeuge, daß mein Herz frei war bis zu jenem Augenblicke, wo Sie Kopenhagen verließen. Empfangen Sie daher mit meinem Bilde auch zugleich mein Herz und meine Hand, denn ich scheue mich nicht, es offen einzugestehen, daß ich nimmer würde einen Andern lieben können, als den Mann, der mit so zartfühlender Entsagung, mit so edler, muthiger Selbstaufopferung meine Ehre vertheidigte und mein Leben rettete. — Unser guter Alfred

wird vielleicht mit uns an demselben Tage das Weibefest seiner Liebe feiern; er ist der Verlobte der Tochter seines Generals, meiner innigsten Freundin, und ich war die einzige Vertraute ihrer geheimen Liebe, bis es ihnen vor wenigen Wochen gelang, das Herz des Vaters zur Einwilligung zu bewegen.“

Mit diesem Geständnisse war auch der letzte, düstre Schatten seiner hangen Leidensnacht vor Waldemar's Blicken entwichen, und mit dem seligsten Entzücken schaute er in die reine Sonnengluth, die ihm aus Isabellens schönen, liebevollen Augen entgegenstrahlte, welche ihm den Morgen eines neuen Lebens, eines neuen Glückes verhieß. Die Buße für des Vaters Schuld, die er erlitten, schien ihm überreich vergolten durch den Himmelssegel, der ihm jetzt zu Theil geworden.

Die Aufklärungen, die er über sein unvermuthetes Zusammentreffen mit der Familie Eskild erhielt, lassen sich in wenige Worte zusammenfassen. Es war Isabellen ergangen wie allen jungen Mädchen, die ein warmes, reines Gefühl befeelt; sie hatte schon nach jener Scene in ihres Vaters Garten begonnen, Waldemar interessant zu finden, und ihm die innigste Theilnahme gewidmet an seinen geheimen Leiden, die sie auf ein unglückliches Verhältniß deutete. Als sie aber von dem alten Freunde ihres Hauses, dem Schiffscapitain Nielsen, seine muthige Haltung bei dem Duell mit ihrem Beleidiger erfuhr, da fühlte sie sich nicht allein ihm zur regsten Dankbarkeit verpflichtet, sondern auch zur Bewunderung hingegriffen. Theilnahme, Dankbarkeit und Bewunderung im Einflange bilden aber schon im freien Frauenherzen ein Gefühl, welches der Liebe stets am nächsten verwandt ist; und als nun Wochen auf Wochen vergingen, ohne daß sie auch nur die mindeste Kunde von Waldemar's Leben und fernem Schicksale erhielt, da entzündete die brennende Sehnsucht, durch Dankbarkeit, Mitgefühl und liebreichen Trost seine geheimen Leiden zu lindern, den Götterfunken der Liebe immer heller in ihrer Brust, so daß sie ihre Eltern bewog, mit ihr nach Hamburg zu reisen und dort persönlich dem Flüchtigen nachzuforschen, da alle Bemühungen der Correspondenten ihres Vaters, ihn aufzufinden, erfolglos geblieben waren. Eskild hatte mehrere Handelsfreunde in Hamburg,

und einer derselben nahm ihn auf seinem geschmackvollen, an der Landstraße nach Flottbeck über dem Dörfchen Neumühlen gelegenen Landstüke, welcher die herrlichste Aussicht auf die Elbe und die alte Hansestadt bot, gastlich auf. Auch Alfred, welcher auf einer Dienstreise durch Holstein im Auftrage des Vaters seiner Braut begriffen war, gesellte sich auf einige Tage zu ihnen; doch alle ihre eifrigsten Nachforschungen nach Waldemar blieben ohne Resultat. Mit jedem Tage stieg die Ungeduld Isabellens, und um sie zu zerstreuen, hatte sie Alfred, welcher ihre innere Bewegung ahnete, auch gestern zu einer Spazierfahrt auf der Elbe beredet, welche sie jedoch ihren Eltern verhehlten, um diese nicht in Besorgniß zu setzen. Ein Segelboot trug sie bei günstigem Wetter bis zu dem jenseitigen, hannöverschen Ufer, doch hatten sie sich in dem nächstgelegenen Dörfchen, wo Isabelle Gelegenheit fand, ihre gewohnte Mildthätigkeit zu üben, verspätet und erreichten das Ufer des Stromes und ihr Boot erst wieder, als das Unwetter bereits im Anzuge war. Alfred dachte freilich daran, einen erfahrenen Schiffer zu seinem Beistande mitzunehmen, doch kein Mensch war in der Nähe zu sehen, jeder Augenblick Verzug konnte die Gefahr vergrößern, und Isabelle drängte zur eiligen Abfahrt, beunruhigt um ihre Eltern, welche die größte Besorgniß um sie hegen würden, wenn sie nicht vor Ausbruch des Wetters heimkehrte. So wagten sie die Fahrt, und beinahe schon am Ziele erfaßte sie das Unglück. Waldemar entriß sie den Fluthen, ohne daß Beide es auch nur ahneten, daß er ihr Retter geworden. Die zu ihrem Beistande herbeigeeilten Bewohner Neumühlens brachten Beide nach dem oben gelegenen Landstüke, welchen Eskild bewohnte, und Isabelle, welche schon, als sie ihre Eltern erblickten, ihre volle Bestimmung wiedererlangt hatte, drängte ihren Vater, ihren Erretter aufsuchen zu lassen, damit sie im Stande sei, ihm ihre Dankbarkeit zu bezeigen. Eskild, nachdem er sich überzeugt hatte, daß der Zustand seiner Tochter gefahrlos sei, eilte nicht allein auf ihre Bitte, sondern auch aus eigenem Antriebe, den Lebensretter seines einzigen Kindes aufzusuchen, und als er unten im Dorfe vernahm, daß ein Matrose von dem in geringer Entfernung auf der Elbe liegenden, eng-

lischen Schiffe die kühne That vollbracht, ließ er sich ungesäumt an Bord desselben bringen. Da er hier zuerst nach dem Capitain fragte, so führte man ihn in's Mitteldeck, wo sich derselbe mit dem größten Theile der Schiffsmannschaft befand, und Eskild trat gerade ein, als der sterbende Mulatte seine Beichte begann, wodurch ihm die unbegreifliche Verschlossenheit seines Neffen und dessen fernere Schicksale plötzlich klar wurden. Auf's Aeußerste empört, war er es, der vor den Sterbenden trat und ihm die Vereitelung seiner schändlichen Rache verkündete; dann beschäftigte er sich mit dem ohnmächtigen Waldemar; aber obgleich durch die eifrigsten Bemühungen sein Leben zurückkehrte, so blieb er doch seiner Besinnung beraubt, und es schien, als ob die furchtbare Aufregung seines Innern, welcher er durch Erik's gräßliche Beichte preisgegeben worden war, seine Geisteskräfte gelähmt hätte. Selbst der rohe Schiffscapitain war zum Mitleid bewogen worden gegen das unglückliche Opfer satanischer Rache, und verständigte sich leicht mit Eskild, ihm seinen Neffen zurückzugeben. So war Waldemar nach dem Landhause gebracht worden, und hier war er durch die Bemühungen eines aus der Stadt herbeigerufenen Arztes zur Besinnung gelangt und in der ersten Morgenstunde wieder zu einem neuen Leben erwacht.

Nachdem nun Alle diese Aufklärungen ausgetauscht hatten, und die gegenseitigen Verständigungen beendet waren, umfaßte der alte Eskild seinen Neffen liebevoll und sprach zu ihm: „Du bist hartgeprüft, doch war es größtentheils Dein eigener Wille, die Prüfung zu bestehen. Du hast sie wacker bestanden, und mein Isabellchen erhebt sogar das hartnäckige Verschweigen Deines Vermögensverlustes zur Tugend, und erschöpft sich in Bewunderung Deines edlen, unbeugsamen, männlichen Charakters; doch nimm von Deinem alten Oheim, der nun wirklich Dein zweiter Vater werden soll, die freundliche Lehre: Vertrauen zu Gott und Menschen und ein ernster, nützlicher Beruf bilden den festesten Anker, der unser Lebensschifflein sicher auf den Fluthen hält und uns nimmer sinken läßt.“

Und Waldemar beherzigte diese Lehre. Er vertraute hinfort Gott und Menschen und widmete sich einem nützlichen Berufe. Er lebt jetzt

an der Seite seiner Isabelle auf einem der schönsten Rittergüter Holsteins, welches er als tüchtiger Landwirth selbst verwaltet. So hat er den festen Anker seines Lebensschiffes gefunden, und die Flagge der Liebe, die es festlich schmückt, deutet auf eine frohe, glückliche Fahrt.

### Die Bierbrauerei der Alten.

Das Bier seit Jahrhunderten ein Lieblingsgetränk der Deutschen war, weiß Jedermann, der nur Einiges von seinen Vorfahren gehört und gelesen hat. Tacitus berichtet es schon von denselben und liefert damit zugleich den mittelbaren Beweis, daß sehr viele Stämme damals doch schon Ackerbau müssen getrieben haben; denn ohne Gerste, Weizen oder Hafer ist kein Bier zu brauen und sie alle sind nicht aus der Ferne zu beziehen, nicht zu gedenken, daß nun noch so manches Andere dabei nöthig ist, was ins Reich der Gewerbe gehört, denn Kessel zum Kochen und Gefäße zum Aufbewahren des Bieres sind eben so unumgänglich nothwendig, wie Hopfen und Malz. Allein so uralt demnach die Kunst des Bierbrauens und der Genuß des Bieres sein würde, so geht er doch, wie es scheint, um noch viele Jahrhunderte weiter zurück, und findet sich auch bei den Egyptern, Griechen, Römern vor. Freilich sind die Nachrichten darüber in den Schriftstellern der Griechen und Römer ziemlich sparsam und unverständlich und dunkel, allein es fehlt doch nicht daran, und sie berichten uns bald historisch, bald als Satyriker, bald technologisch, daß zu ihrer Zeit und Jahrhunderte vorher Wein aus Gerste bereitet wurde, weil es an eigentlichem Weine fehlte, oder man neben der Gabe des Bacchus auch noch eine andere der Ceres genießen wollte. Herodot erzählt es uns von den Egyptern, daß sie aus Gerste Wein bereiteten, und Athenäus, Theophrastus (de causis plant. VI. 15.), Hesychius, Suidas, selbst Aeschylus, bestätigen wenigstens,

daß aus Gerste ein starkes, geistiges Getränk bereitet wurde, welches von ihnen als Wein, als starker Wein bezeichnet wird. Wie der griechische Tragiker dazu kommt? In seinen Schußgenossen antwortet spottend der König der Argiver dem ägyptischen Herolde: wenn die Ägypter etwa Krieg anfangen wollten, so möchten sie ja nicht darauf rechnen, die Bewohner „seines Landes starken Gerstenwein trinken zu sehn!“ (*πρωτας ἐκ ζειθών μεθύ*). \*) Der eigentliche Wein selbst wurde daher auch zum Unterschiede öfters Wein vom Weinstocke genannt; so z. B. berichtet Herodot in derselben Stelle, wo er vom Gerstenweine redet, daß den Priestern solcher ächter Wein gereicht werde, (*οἶνος ἀμπέλως*), und so findet er sich auch schon im Pentateuch vor, so wie bei andern alten Schriftstellern. Jedoch hatte der Gerstenwein selbst auch seinen besondern Namen; zythus nennen ihn die griechischen Schriftsteller, indem sie dies Wort als ein ägyptisches angeben, so wenig es uns als solches ins Ohr fallen will; Diodor sagt dies, um nicht noch Andere anzuführen, ausdrücklich: (III, 24 u. IV, 11.) „es wird bei ihnen ein Getränk aus Gerste bereitet, das sie zythus nennen.“ Plinius (hist. nat. XXII, 82.) benennt es ebenfalls mit diesem Worte, und Andere geben uns an, daß namentlich in Pelusium, an der Mündung des einen Nilarmes, die Bierbrauerei stark getrieben wurde. So wie jetzt Nürnberg, Regensburg, München große Versendungen von Bier machen, so ging damals aus Pelusium dasselbe weit und breit. Die Leute hier glichen, wie viele Münchener, früh einem Bierfasse und Abends einem Fasse Bier. Man hatte, wie jetzt, Doppel- und einfach Bier; die erste Sorte galt für ein treffliches Mittel gegen das kalte Fieber, wie ein Epigramm, den Ärzten gewidmet, in der griechischen Anthologie (Lib. I.) ausdrücklich besagt, wenn nicht die gewöhnliche Lesart beibehalten wird, die aus dem ~~θ~~ ein *φ* machte (*διζυφοῖς* statt *διζυδοῖς*). Manche wollen selbst unser deutsches Wort Bier schon bei den Alten gefunden haben; das *πρω* der Griechen sei nichts als biram, hieram, und leg-

teres komme schon im Pentateuch vor; unser Göttergetränk hat also vielleicht gar aus Ägypten unmittelbar den Namen auf uns vererbt, und in jedem Falle finden sich in den frühesten Zeiten der Cultur die Spuren davon vor, welche sich dann immer weiter verfolgen lassen. Wie nämlich das Bier noch bei uns viele Feinde hat, die es bald aus ärztlichem Gesichtspunkte, bald in der Form der Satyre oder in anderer Art bestürmen, so kommen auch immerfort bei den Alten solche Winke vor. Die genannte Anthologie hat ein Epigramm, das dem Kaiser Julian zugeschrieben wird; wenn auch irrigerweise, so beweist es doch, aus welchem Gesichtspunkte es von vielen guten Köpfen betrachtet wurde. Man hatte dem Bacchus nicht bloß den Genuß des Traubenge tränkes zugeschrieben, sondern ihn auch zum Erfinder des Bieres gemacht, wie wir den fabelhaften flamländischen König Gambrinus dazu gestempelt haben; über diesen Bacchus, den Biererfinder, macht sich nun das genannte Epigramm gewaltig lustig, und fragt ihn, wer er sei, woher er komme; man kenne ihn nicht, der wahre Bacchus sei er nicht, nicht der Sohn des Jupiter; dieser athme die belebenden Dünste des reinen Nectars, er stinke wie ein Bock. In ärztlicher Hinsicht kann Dioscorides (I, 80.) dem Biere nicht genug Böses nachsagen; die Nieren und Nerven soll es angreifen, den Gehirnhäuten nachtheilig sein, die Elephantiasis hervorbringen, Kopf- und Gliederschmerzen erzeugen. Galenus, Aëtius, Oribasius, Paulus Aegineta, die ihnen folgenden arabischen Ärzte, sprechen alle in gleicher Weise, nur daß es der eine immer noch schlimmer macht, als der andere, und ohne daß sie das Geringste bewirkt hätten; denn daß von den Alten das Bier sich späterhin auf alle kälteren europäischen Länder vererbt habe, indem es den Weg durch Gallien und Deutschland nahm, ist wohl am wenigsten zu bezweifeln.

Wie die Ägypter, die Griechen und vielleicht auch die Römer ihr Bier brauten, darüber geben uns ihre Schriftsteller freilich keine genaue Kunde; im Ganzen mag der Proceß dabei aber dem unsrigen ziemlich gleich gewesen sein, wenn auch die Sache nicht in so großem Maasstabe getrieben wurde, wie in manchen deutschen und

\*) B. 837; „nicht von Gerstenmost Gelabete,“ nach der sicisen Uebersetzung von H. Wosß.

englischen Brauereien. Daß der Waizen oder die Gerste erst eingeweicht und dann gedörret, folglich in Malz verwandelt wurde, geben die genannten Quellen ausdrücklich an; von den Hefen und dem Schaume des Bieres ist eben so die Rede, z. B. beim Virgil; er erwähnt diese Kunst (Georgic. III, 379 u. 380), indem er von den Scythen und Bewohnern der Küste des Asow'schen Meeres spricht. Des Hopfens geschieht keine Erwähnung, vielleicht weil nur weiße Biere gebraut wurden, dagegen wird in einer mir nicht mehr erinnerlichen Stelle das Bilfenkraut als Zusatz genannt. Auf das Einzelne hier einzugehen, konnte den Alten nicht sehr beikommen; den Wein gab ihnen die Natur fast ungesucht, das Bierbrauen setzte viel mehr Mühe und Vorrichtungen voraus, und in Egypten, wo der Weinstock in Folge der Ueberschwemmungen nicht fortkam, wohl aber desto mehr die Cerealien gediehen, mag es zuerst aufgekomen, aber auch vornehmlich auf dies Land beschränkt geblie-

ben sein, bis es der entferntere Occident kennen lernte und in ihm Ersatz für den ihm ebenfalls mangelnden Weinstock fand. Selbst aber hier fand es Jahrhunderte lang von Zeit zu Zeit heftige Gegner, z. B. am Hofe Heinrich's III. von England, dessen Hofdichter gleichen Namens es ein Ungeheuer des Stygischen Sumpfes genannt wissen wollte; sogar der Zeitgenosse von Hans Sachs, Coban Hesse, sagte noch, daß Bacchus und Ceres gegen den, welcher das Bier erfunden habe, in hohem Grade erzürnt gewesen sein müßten; wer es loben könne, müsse weder Gehirn, noch einen Kopf haben: *nam Pelusiaci qui laudant pocula Zythi, illi nec cerebrum, nec caput esse puto!* Warum er das ächte vaterländische Getränk als Bier aus Pelusium bezeichnen konnte, haben wir oben schon dargethan. Die Nürnberger Bierbrauer werden es ihm aber heute noch keinen Dank wissen, wenn sie lesen, daß ihr berühmter Landsmann jedem ihrer Abnehmer den gesunden Menschenverstand absprach.

## Feuilleton.

Voltaire's Krieg gegen das Priesterregiment begann früh. Sein Oedipus kam 1718 auf die Bühne, nachdem er ihn aber bereits umgearbeitet und die Liebe als Episode eingeschoben hatte; damals zählte er 23 oder 24 Jahre. In diesem Stücke aber tritt sein Haß gegen alle Priesterherrschaft an mehr als einer Stelle hervor. In den Versen:

Les Prêtres ne sont pas ce qu'un vain peuple  
pense,

Notre crédulité fait toute leur science,

erklärte er offene Fehde, die er dann siegreich 60 Jahre lang; bis an sein Ende 1778 fortsetzte. Diese zwei Verse sind noch heute berühmt und müssen in jener Zeit, wo eben die Heuchelei und Frömmerei Ludwigs XIV. ins Grab gestiegen war, unendlichen Eindruck gemacht haben.

2.

Wichtiges Ereigniß. Philipp V. von Spanien, hatte in einer Krankheit seine Haare verloren, wurde sehr schlecht frisirt, mußte das oft von der Königin hören, und beschloß endlich sich eine nagelneue Perücke machen zu lassen. Aber dies wurde als ein

höchst wichtiges Ereigniß betrachtet, von welchem der Marquis von Louville an das französische Ministerium schrieb: „Es hat sich eine große Bedenklichkeit über die Perücken Sr. Majestät erhoben, auf die ich in allem Ernste aufmerksam zu sein bitte. Es fragt sich nämlich, ob die Haare zu diesen Perücken von Mannspersonen, oder von Frauenzimmern genommen werden sollen. Der Graf von Benavente versteht darüber keinen Spaß. Er verlangt auch, daß nur wohlbekannte Personen die Haare liefern sollen, da mit Haaren viel Hexerei getrieben werden könne, woraus schon manches Unglück entstanden sei.“ In unserer aufgeklärten Zeit wird nun freilich ein solcher Aberglaube belächelt, auch werden die Haarlieferungen zu den neuen Perücken der Majestäten nicht mehr zu Cabinetsfragen gemacht, obgleich man sich in den Cabineten noch oft genug um des Kaisers Bart streitet und über manche, an sich unverfängliche Dinge große Bedenklichkeiten zu erkennen giebt, die aber nicht von neuen, sondern von den alten, nie aussterbenden Perücken erregt werden.

40.

Neue deutsche Opern. Das mehr und mehr sich kundgebende Verlangen, auch des weniger kunstge-

bilbeten Publikums nach deutschen Opern, als Gegensatz zu der Forcirtheit französischer und der Peierei italienischer Productionen auf diesem Gebiete, äußert auch einen sehr wohlthätig anregenden Einfluß auf die deutschen Componisten, und es ist nur zu wünschen, daß es ihnen, in vollster und klarster Erkenntniß der Forderungen der Gegenwart, gelingen möge, die gerechten Ansprüche derselben zu befriedigen. Louis Köhler in Braunschweig hat eine neue Oper: Maria Dolores, Buch von Schmezer; H. Dorn den „Schöpfen von Paris“ componirt, welche beide vor Kurzem mit Beifall in Braunschweig und Leipzig gegeben wurden. H. Marschners große Oper: Adolph von Nassau, ist vollendet, ebenso Telle's (in Kiel) „Sarah oder die Waise von Ehlencoë“, Seidelmann's „Fest zu Kenilworth“, und H. Proch's „Ring und Maske“, Text von D. Prechtler; J. Hoven (der K. K. Staatsrath Besque von Püttlingen in Wien) arbeitet an einer großen Oper: Schloß Taya, ebenso R. Wagner an der Oper: der Tannhäuser, Buch von ihm selbst; Gumbert, der durch ziemlich fade Modecompositionen bekannte, wird seine erste Oper: die schöne Schusterin, in Strelitz auf die Bühne bringen; Ferd. Hiller's: der Müller und sein Kind, harret der Aufführung, und Negler ist mit Vollendung der Oper: Die Eroberung von Granada, Buch von Griepenkerl, beschäftigt. Wenigstens dürfen nun wohl die Directionen nicht mehr behaupten, es fehle an neuen deutschen Opern, und jede sollte es sich zur Ehrensache machen, die deutsche dramatische Musik nach Kräften zu fördern. Freilich ist es keine sonderliche Ermunterung, wenn eine Bühne, wie die Dresdner Hofbühne, dem letztgenannten Componisten die Partitur der „Mara“, die, wo sie bisher gegeben, nicht ohne Beifall geblieben, nach erfolgter Annahme derselben, und nachdem sie Monate lang im Archive gelegen, ohne Angabe eines haltbaren Grundes zurücksendet, während sie Producte, wie: „der schwarze Domino, Don Pasquale“ u. s. w. der Aufführung würdig erachtet. Wo bleibt da der Sinn für Nationalität in der Kunst?

Die italienische Oper macht in Berlin nicht sonderlich glänzende Geschäfte, weil Hr. Cerf den ziemlich entschieden ausgesprochenen Ansichten des Publikums in Betreff der Engagements durchaus nicht entgegen kommt. Und doch muß er den Impresarien enorme Summen zahlen, während das Personal selbst verhältnißmäßig von diesen nur eben ausreichend salarirt wird. Als die beste Sängerin rühmt man Signora Bendini -- Frä. Benda, welche in klarer Erkenntniß der Geschmacksverehrtheit unserer Tage ihren ehrlichen deutschen Namen schlaue speculirend italianisirte, weshalb die Berliner Enthusiasten nicht nöthig hatten zu glauben, sie habe nur ihretwegen deutsch gelernt, als sie vor Kurzem beim Da-Caporuf das

Trinklied in der *Sucrezia* mit deutschem Texte wiederholte! — Dagegen zeigt die italienische Oper in Paris ein Personal, das durch seine bedeutenden Namen wohl Aufmerksamkeit zu erregen im Stande ist. Bei der Eröffnung der Saison, am 1. October mit Donizetti's *Linda*, bestand dasselbe aus den Damen: Grisi, Persiani, Brambilla, Manara, und den Herren: Lablache, Mario, Ronconi, Corelli, Fornasari, Morelli und Tagliafico.

**Pianisten.** Leopold von Meyer, der bekannte Fortist (vom Piano weiß er nichts — es geht ihm da, wie manchem Orchester!) gab vor Kurzem in Frankfurt Concert. Das *Journal de Francfort* sagt über dieses Ereigniß: Thalberg ist der vornehmste, Biszt der einzige, Dreyschock der Pianist mit den zwei rechten Händen; Meyer ist eigentlich kein Clavierspieler, er ist die personificirte türkische Musik auf dem Pianoforte, sein Spiel ist mit den Evolutionen eines Cuirassierregimentes vergleichbar. Um ihn zu charakterisiren, möchten wir sagen, Meyer hat eine Hand von Eisen und eine Fertigkeit, welche mehr Magie als Clavierspiel zu nennen ist. Hat er geendet, so glauben wir einer Bataille oder der Explosion eines Pulverthurmes beigewohnt zu haben. Die Instrumente, welche seine genialen Angriffe (sind Holzhacker auch genial?) ausgehalten, sind bombenfest. — Wir meinen, nach solcher Beschreibung wird Niemand ein unbezwingliches Gelüste tragen, diesen Clavievandalen zu hören.

**Pariser Maler und Bildhauer.** Es giebt, nach Ausweis zuverlässiger Angaben, jetzt in Paris 2084 Maler und Malerinnen. — Die Zahl der letzteren beträgt 276 Frauen und Mädchen; Bildhauer dagegen zählt man nur 235. Es scheint uns, das seien nicht zu wenige.

**Theaterschulen.** Wir gönnen gern auch dem Auslande die Ehre des Fortschritts, erkennen freudig und ohne Neid an, wenn dasselbe in zeitgemäßen Bestrebungen uns Deutschen selbst vorangeht; sind wir's doch in vielen Stücken fast gewohnt worden, erst die Nachfolger zu sein, und erst in neuerer Zeit hat sich dies Verhältniß in großartigem Maaßstabe ausgeglichen. Wenn aber die „Sonntagsblätter“ berichten, Italien sei diesmal Deutschland und zwar in Errichtung einer Theaterschule vorangegangen, indem der Schauspieler Modena zu Mailand eine solche unter den Namen *Accademia filo-dramatica* so eben gegründet habe, so müssen wir hier wenigstens die Ehre der Gleichzeitigkeit — abgesehen noch von einzelnen früheren, freilich nicht lange bestandenen, derartigen Versuchen — für Berlin vindiciren, wo Seitens des bekannten Literaten D. Cohnfeld, Redacteurs der norddeutschen Zeitschrift f. Theater u. s. w. ebenfalls

eine Theaterschule, unter dem Namen *Didaskalia*, als Bildungsinstitut für Schauspieler und Sänger, so eben gegründet ist. Jedenfalls wird eine Vergleichung der Statuten und Einrichtungen beider Anstalten von Interesse sein; wir wünschen beiden, durch aus zeitgemäßen Instituten bedeutenden Erfolg und baldige, zahlreiche Nachfolge.

18.

Der Adel bei den deutschen Bühnen. Das Theater hat auch in Deutschland mehr und mehr die äußere gesellschaftliche Anerkennung für seine Mitglieder gewonnen, welche ihnen als Künstlern, wenn sie das wirklich sind, zweifelsohne nicht minder gebührt als den producirenden oder reproducirenden Künstlern auf anderem Gebiete, und selbst Seitens des Adels ist das soweit anerkannt worden, daß eine verhältnißmäßig bedeutende Anzahl seiner Glieder der praktischen Ausübung dieses Berufes in der neuern Zeit sich gewidmet hat. Wir finden das durchaus vernünftig und zeitgemäß, wenn diese Herren und Damen eben Talent, Beruf und Neigung für solche Wirksamkeit fühlen. Bei den verschiedenen deutschen Bühnen befinden sich jetzt, außer den 22 adeligen Intendanten und Generaldirectoren, die hier begreiflicherweise eigentlich nicht mitzählen, da ihre Stellungen meistens Hofchargen, und wenn auch von bedeutendem Einflusse auf die Bühnen, selten nur von wahrhaft erspriesslicher, künstlerisch fördernder Wirksamkeit sind und sein können — außer diesen befinden sich jetzt in Deutschland 9 adelige Theaterdirectoren, 3 Kapellmeister, 19 Schauspieler, 27 Schauspielerinnen, 4 Sänger, 8 Sängerinnen, 3 Souffleurs und 1 Tänzerin von Adel bei der Bühne in Wirksamkeit. Das Factum bietet jedenfalls Stoff zu mancherlei interessanten Betrachtungen!

Unglaublich. Moscheles hatte vor Kurzem bei Gelegenheit seines Concerts in Aachen zwei Mitglieder der dortigen Bühne um ihre Mitwirkung in demselben ersucht und die Zusage derselben erhalten. Eine Pianistin, Frä. Stürz, die dem Concertgeber ihren Flügel unter der Bedingung eigner Mitwirkung zur Benützung für dieses Concert überlassen hatte, nahm ihr Anerbieten zurück, weil — ein Paar Schauspielerinnen mitwirken sollten, und Moscheles mußte, da ein anderes passendes Instrument nicht zu finden, diese beiden Damen ihrer Zusage — jedoch unter Angabe des Grundes! — entbinden. Auch mit der dortigen Liedertafel soll der berühmte Virtuos in einen ähnlichen Conflict gerathen sein. Das sind Beweise für die hohe Bildung der Gegenwart!

Der Stil Børnhagen's von Ense, sagt Kühne, ist „wesentlich diplomatisch“. Børnhagen be-richtigt und ergänzt, aber er widerspricht nie; wo gänzlicher Widerwille und Anfeindung eintreten sollte, genügt Ignoriren. Dieser Stil und diese Stimmung gehen nie ohne weisen Calcul in Gefahr; sind sie da- rin, machen sie sich auf die graziöseste Weise geltend. Selbst dem Schaffot könnte dieser Stil entgegen tanzen — ich will sagen: selbst Verzweiflung an der Sache der Gerechtigkeit, selbst Todesangst, wenn er sie zum Aus- spruch brächte, würde anmuthig klingen. — Das Alles ist freilich nichts weiter, als was schon seit lange kein son- derliches Geheimniß, daß Børnhagen der biedere deut- sche Sinn, die echte Gesinnung, abgehe, daß er „we- sentlich“ — französisch denke: elegant, pikant, stets à quatre épingles, aber kalt, berechnend, klug: Le style c'est l'homme!

Dichterhonorar. Eine Zeitschrift erzählt, Lord Byron habe von seinem Verleger für jeden Vers eine Guinee, Pusckin für jeden Vers einen Ducaten, Bulwer für eine fünf Druckbogen starke Erzählung ein Honorar von 5000 Gulden Con- ventionsmünze erhalten. Es sind uns auch thatsächlich sehr hohe Dichterhonorare bekannt, bis zu solchen Sägen versteigen sich indeß dieselben nicht, und wir möchten wohl wissen, ob jene Angabe gegründet sei oder nicht.

Viele Köche verderben den Brei. Spanien hat seit dem Jahre 1800 nicht weniger als 74 Finanz- minister gehabt. Ist es da, selbst von den sonstigen Verhältnissen dieses Landes ganz abgesehen, zu ver- wundern, daß in dem Staatshaushalte dort eine so grenzenlose Zerrüttung herrscht?

Deutschheit ist das folgerechte, unter göttlichem Schutze naturgemäß aus der Wurzel hervordachsende Leben; Franzthum das überhinfahrende, aus Wor- ten in Worte übergehende, von Sprüngen zu Sprün- gen forthüpfende Experimentiren mit den wichtigsten Angelegenheiten dieser Welt — sagt Fouqué in seinen Briefen über den Adel, und Börne macht dazu die Bemerkung: Das heißt: die Deutschen werden von Got- tes Gnaden, die Franzosen aber durch die Charte re- giert.

36.

J. S.

Druck von Carl Rammig  
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung  
in Dresden und Leipzig.